

## Günther Gebauer ■ Studiobassist

**U**lla Meinecke, Frank Duval, Mick Jackson, Eberhard Schoener, Umberto Tozzi, Stefan Waggershausen, Boney M, Donna Summer, Forrest Thompson, Udo Jürgens, Harold Faltermeyer, Giorgio Moroder, Peter Maffay, Peter Schilling, Georges Moustaki, Udo Lindenberg – für alle diese Künstler hat Günther Gebauer schon gearbeitet. Der in München ansässige Bassist ist einer jener musikalischen Heißenhähner, die, fernab von Glanz und Rampenlicht des Showgeschäfts, hinter schallisolierten Studiowänden wundersam wirken, so daß sich die reine, abstrakte Song-Idee schließlich in ein tragfähiges, klingendes Gebilde verwandelt.

**1951** in einem bayerischen Dorf geboren und schon früh durch Klavierunterricht und ein musikalisches Elternhaus geprägt, fand er nach einer kurzen Begegnung mit der Gitarre sein Instrument, als ihm sein Bruder – bereits Profimusiker und großes Vorbild – einen Baß zu Weihnachten schenkte. Er fühlte sich „hingezogen zu der musikalischen Funktion des Instruments: Als Bassist hat man genau die Verbindung zwischen Harmonik und Rhythmik“. Der völlige Baß-Autodidakt verließ sein Zuhause mit 18, sammelte jede Menge Erfahrung mit Live-Gigs („ich habe alles genommen, was kam, und in vielen Formationen gleichzeitig gespielt, von Dixieland bis zu irgendwelchen Galas“) und „blieb irgendwann in München hängen“. 1976 bekam er seine ersten Studio-Jobs, und daraus sollte seine endgültige Profession werden. „Ab einer gewissen Menge an Studioarbeit läßt das mit dem Live-Spielen nach. Man kann nicht gleichzeitig live und im Studio arbeiten, wenn man es ernsthaft betreibt“, sagt er und erinnert sich: „Meine letzte Live-Band war Snowball mit Curt Cress und Kristian Schulze.“ Er schätzt die Atmosphäre des Studios, weil „man nie mit schlechten Musikern zusammenarbeitet, der Sound sinkt nie unter ein gewisses Niveau, d. h., die Atmosphäre ist wirklich professionell“. Den Unterschied zwischen Live- und Studiomusiker sieht er so: „Im Studio herrschen extreme Bedingungen. Du spielst ja nie etwas, was du schon einmal gehört hast. Und unter diesen Umständen dein Können anzubringen, ist das Entscheidende, nicht zu sagen ‚ich hab‘ den Song 400mal geübt, geh‘ auf die Bühne und spiel

den toll! Das gibt's im Studio nicht. Da kommt's drauf an, einen schnellen Kopf zu haben, zu erkennen, was der Produzent/Komponist/Arrangeur will, gleichzeitig zu sehen, was der Song bzw. das Playback verlangt, einen Kompromiß zu machen und das dann auf Band zu nehmen, handwerklich so gut wie möglich. Und sollte es zufällig noch so sein, daß du drauf stehst, ist das natürlich toll, denn dann kann man auch Gefühl reinbringen.“ Es ist aber durchaus nicht so, daß man keine eigene Meinung haben darf, denn: „Als Session-Musiker hat man oft ein klareres Verhältnis zu dem Song, weil man ihn von außen betrachtet.“ Trotzdem: Totale Flexibilität („spielen können, mußt du sowieso“) bleibt Trumpf. Musikalische Trendwellen z. B. schwappen gnadenlos in die Studios: „Der Bassist von Village People („YMCA“) hatte den Einfall, die Oktaven oben mit einer Sechzehntel zu beantworten, also nicht Achtel-, sondern Sechzehntel-Oktaven oben zu spielen. Da habe ich zwei Jahre lang fast nur diese Baßfigur gespielt – bis zur Schmerzgrenze“, schildert er einen solchen Fall.

### Tight, aber nicht statisch

**S**eine eigene Lieblichkeitstechnik – „die hat Bernie Edwards entwickelt, da spielt man ganz hinten am Bridge-Pick-Up und hält die Finger ziemlich senkrecht zur Seite, so daß die Töne sehr kurz und ziemlich abgedämpft werden; also funky, ohne daß man schlapt“ – wird „halt selten verlangt“. Meist muß es doch der „ganz normale, soldie Baßsound“ sein, allerdings: „Heute kämpfen ja die ganzen Session-Musiker ein bißchen gegen die Computer an. Es genügt nicht mehr, gut zu klingen, sondern man muß Sachen machen, die der Computer nicht kann bzw. die schwer zu programmieren sind. Man variiert also seine Fill-Ins, versucht zu gliden, so menschlich wie möglich zu spielen. Was ein Mensch dem Computer voraus hat ist, daß er nicht statisch wirkt, auch wenn es tight gespielt ist.“ Als Bassist nach seinen Favoriten befragt, sagt er „McCartney, Larry Graham (der hat so '73, '74 die Slap-Technik erfunden), Anthony Jackson, Jaco Pastorius, Ron Carter, Charles Mingus“ und er mag „eigentlich jede Musik, wenn sie gut und ehrlich ist. Es gibt eigentlich keine Musik, die als Richtung schon schlecht ist, es gibt nur schlecht gemachte Musik“. Bedauerlich aber findet er, „daß die Pop- und Rockmusik immer mehr zum optischen Gag verkommt, zur Ware nach dem Motto: Verpackung immer besser, Inhalt immer schlechter“.

Antonia Langsdorf □



Günther Gebauer – Hier in den Monheimer INFO-Studios

Foto: D. Stork

### Equipment Günther Gebauer

Bässe:

- 1961er Fender Jazz Bass (L-Serie), Seymour Duncan PU's
- 1964er Fender Jazz Bass mit Alembic Active-Electronic
- 1968er Fender Jazz Bass, Besaitung: H, E, A, D
- Rockinger Fretless
- Music Man Sabre
- Aria Pro II
- Burns Bison aus den späten 60er Jahren

Effekt-Rack custom made von IME-München:

1. T. C. Equalizer/Preamp
2. Yamaha GC 2020 Compressor/Limiter
3. Korg SDD 3000 Delay
4. DBX Suboctave Synthesizer/Expander (modifiziert)
5. Lexicon PMC 60 Digital-Hall
6. Steckfeld mit DI-Box

### VORSCHAU

Das **April-Heft**  
erscheint am  
**24. März**  
mit  
ausführlichen  
**Messe-Berichten**  
und neuen  
Überraschungen